

Ihre Schere hat sie mitgenommen



Verschiedene Spielzeuge im Hof des Haus Marillac.

Ankunft im Haus Marillac: Bis zu 400 ukrainische Geflüchtete werden täglich im Tiroler Erstaufnahmezentrum registriert. Es ist der Startpunkt einer 20er-Langzeitrecherche: Was bedeutet Flucht für die einzelne Person, wie geht Ankommen, wenn zuhause Bomben fliegen? Gespräche mit den ukrainischen Müttern Leonora und Yulia.

Text: NICO KNAPPE
Fotos: FLORIAN SCHEIBLE

„Das ist heute schon der zweite volle Reisebus aus Wien – ich muss jetzt schnell in Seefeld nachfragen ob die noch Betten haben, sonst wird das wieder eng.“ So geht es Florian Stolz von den Tiroler Sozialen Diensten momentan oft. Stolz ist Hausleiter im Haus Marillac, der ersten Anlaufstelle für Geflüchtete aus der Ukraine, wenn sie nach Tirol kommen. Hier werden sie registriert und medizinisch untersucht. Danach kommen sie entweder bei Privatpersonen oder in öffentlichen Einrichtungen unter. Neben der ersten Verpflegung stehen auch 26 Zimmer und Feldbettenlager bereit, um bis zu 100 Menschen unterzubringen. „An Spitzentagen kommen 300 bis 400 Personen ins Haus“ so Stolz. Die vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer stellen eine große Unterstützung dar, trotzdem werden immer wieder die Kapazitätsgrenzen erreicht. Bei all dem ist spürbar, dass Engagement und der Wille zur Hilfe dominieren. So wurde kurzfristig das Haustiereverbot in der Hausordnung gekippt, denn „viele Geflüchtete kommen mit ihren Hunden und Katzen“, erklärt Stolz. „Wir können sie ja nicht einfach wieder wegschicken.“

Das Haus Marillac scheint somit ein guter Anknüpfungspunkt für eine Langzeitrecherche zu sein, die mindestens über mehrere Monate gehen soll. Der Fotojournalist Florian Scheible und ich kom-

men mit der Frage: Was bedeutet es zu fliehen – und gibt es ein Zurück? Kann man hier neu starten, wenn im Herkunftsland weiterhin die Bomben fliegen?

Als wir beim ersten Besuch gerade im Vorgarten sitzen und einem Vater dabei zusehen, wie er seine Tochter auf einem bruchreifen Roller durch den Hof schiebt, kommen zwei Frauen mit gezücktem Smartphone auf uns zu. Sie sprechen etwas auf Ukrainisch in ihr Handy und zeigen uns die deutsche Übersetzung. Was wir machen und ob wir Hilfe bräuchten, fragen die beiden mit neugierigem Blick. Als wir uns vorstellen und fragen, ob sie uns ihre Geschichte erzählen möchten, antwortet die ältere der beiden mit plötzlich

Die ukrainische Anwältin Yulia ist wie so viele Geflüchtete mit ihren Tieren losgefahren.



Leonora ist selbstständige Frisörin. Sie möchte in Tirol schnell Arbeit finden.

rausgefunden, dass die Tourismusbranche groß ist, und sie erhofft sich so schnell eine Arbeit zu finden. Die Menschen in Österreich empfindet sie als äußerst hilfsbereit. „Auch wenn die Österreicher ein bisschen langsamer sind als die Ukrainer“, erklärt sie lachend und ergänzt: „Wie die Menschen wirklich sind, kann ich aber erst sagen, wenn ich in der ersten Bar etwas trinken war.“ Ihre Tochter beginnt bereits Deutsch zu lernen und es scheint, als wäre es für Leonora vorstellbar hierzubleiben, falls sie nicht mehr zurück in die Ukraine gehen kann. Ihr Arbeitswerkzeug, eine Haarschneideschere, hat sie in die wenigen Tüten und Taschen gepackt, die sie auf die Flucht mitnehmen konnte. Am Ende des Gesprächs muss sie aufbrechen: Plötzlich kommt jemand in den Gemeinschaftsraum und verkün-

denster Miene: „Ja, aber dafür brauchen wir sehr, sehr viel Zeit.“ Die 34 Jahre alte Frau heißt Leonora fällt gleich durch ihre zuvorkommende und umsichtige Art auf. Sie ist gelernte Hairstylistenin, vor der Flucht besaß sie ein eigenes kleines Studio. Die russische Aggression hat sie schon vor dem Februar 2022 zu spüren bekommen. Sie lebte bis 2014 in Donezk, wo sie nach den Gefechten mit-half, die Straßen von Trümmern und Leichenteilen zu beseitigen, bis sie schließlich im gleichen Jahr in ein Dorf in der Nähe von Kyjiw floh, weil es in Donezk zu gefährlich war. Dort hat sie sich ein neues Leben aufgebaut, das am Tag der Invasion auseinanderbrach. Ihr Vermieter rief sie an und forderte sie auf, die Wohnung noch am selben Tag für seinen Eigenbedarf zu verlassen.

Sie kam bei Freunden in einem der Blockhäuser unter, die zu den ersten Zielen russischer Bomben gehörten. Weil sie schon vorher in lebensgefährlichen Umständen gelebt hatte, war sie der Gefahr gegenüber abgestumpft. „Wir sind nicht in den Luftschutzkeller gegangen, weil man sich an die Angst gewöhnt“, sagt sie. „Wir haben so oft überlebt – es wird auch diesmal nichts passieren“ – so habe sie damals gedacht. Unter Tränen erzählt

Leonora, wie sie, ihre 17 Jahre alte Tochter und der neun Jahre alte Sohn am 12. März aus Kyjiw flüchteten. Bei einem Telefonat mit ihrer außerhalb von Kyjiw lebenden Mutter brach plötzlich die Verbindung ab und sie erhielt drei Wochen lang kein Lebenszeichen von ihr. Von da an habe sie gespürt, dass sie gehen muss. Ihr Mann, der das Land nicht verlassen darf und der Armee beigetreten ist, unterstützte sie in dieser Entscheidung. Sie und ihre beiden Kinder flohen mit dem Zug von Polen nach Tschechien und blieben dort einige Tage, bis sich Leonora am 23. März, ihrem Geburtstag, dazu entschloss, nach Österreich zu gehen. „Meine Tochter wäre lieber nach Litauen gegangen, weil dort mehr Menschen Russisch sprechen, aber ich habe mir viele Gedanken bei meiner Entscheidung gemacht.“ Leonora erzählt von ihrer Internetrecherche und Tabellen, die sie angelegt hat, um herauszufinden, wo es für Familien mit Kindern die besten Voraussetzungen zum Bleiben gibt. In Innsbruck war sie zwar noch nie, aber sie hat he-

Zum vereinbarten Treffen kann Leonora nicht kommen: Es geht ihr psychisch zu schlecht, schreibt sie – „obwohl wir an einem guten Ort sind“.

geflüchtete kommen mit Reisebussen aus Wien im Haus Marillac an.

det, dass Leonora und ihre Kinder jetzt in eine neue Unterkunft in Innsbruck gebracht werden – der Bus stehe schon parat, in fünf Minuten sei Abfahrt. hektisch werden Sachen gepackt und Nummern getauscht. Wir versprechen einander, in Kontakt zu bleiben und vereinbaren ein Treffen ein paar Tage später. Doch Leonora sagt kurzfris-



tig ab: Ihr geht es psychisch zu schlecht. Sie fühle sich nicht nach Sprechen und wolle heute gar nicht mehr aufstehen – „obwohl wir an einem guten Ort sind“. Immer wieder wird in den folgenden Konversationen spürbar, dass die Flucht eine emotionale Ausnahmesituation ist, mit Hochs und Tiefs, mit Traumata und Ungewissheit, die auch an einen sicheren Ort mitgebracht werden.

Yulia geht anders mit ihrer Flucht um. Sie lernen wir am nächsten Tag im Haus Marillac kennen, wo sie uns bei einer Tasse Kaffee ihre Geschichte und von den Umständen in ihrer Heimatstadt Tschernihiw erzählt. Die 41 Jahre alte Ukrainerin ist eine gesprächige Frau mit einer offenen und herzlichen Art. Sie erklärt uns, warum ihr Smart-

phone für sie so wichtig ist. Es ist ihr Verbindungsmittel zu Freunden und Verwandten, ihre Informationsquelle über die Zustände im Land und eine Quelle für die Beweise der Brutalität. Immer wieder zeigt sie uns Bilder, die sie oder Freunde gemacht haben. Bilder von zerstörten Straßen und Gebäuden, Leichen und verstörten Kindern. „Ihr müsst verstehen, dass das real ist, dass das wirklich passiert. Bitte glaubt nicht, was Putin sagt“, fleht sie fast. Die selbstständige Rechtsanwältin, die sich für vor allem für Menschenrechte einsetzt, arbeitet nebenberuflich als Journalistin.

„Ihr müsst verstehen, dass das real ist, dass das wirklich passiert. Bitte glaubt nicht, was Putin sagt.“

YULIA

Gedanklich scheint Yulia in jeder Sekunde in der Ukraine zu sein, wo ihr Mann und ihr Vater mit der ukrainischen Armee weiterhin gegen russische Soldaten kämpfen. Dass sie mit ihren zwei Kindern, vier Hunden und einer Katze im Auto nach Innsbruck gekommen ist, verdankt sie Freunden, die ihr von den guten Bedingungen hier berichtet haben. Zuvor war sie sie nach Spanien geflohen, wo sie in der Unterkunft, in der Verwandte untergebracht waren, nicht bleiben konnte, weil dort Haustiere verboten waren. Dass sie jemals fliehen müsse, hat sie sich bis vor wenigen Wochen nicht vorstellen können. Ihr war bewusst, dass es Konflikte im Osten des Landes gab, aber dass Tschernihiw, die strategisch wichtige Stadt nördlich von Kyjiw, bombardiert würde, hätte sie nicht für möglich gehalten: „Selbst wenn man es mit eigenen Augen sieht. Das Hirn will das nicht akzeptieren!“ Wieder hält Yulia uns ihr Handy mit Bildern von zerstörten Gebäuden hin, darunter auch die zerbombte Schule, die ihre Tochter bis vor kurzem noch besuchte.

Am 5. März, als die ersten Nachbarhäuser getroffen wurden, packte Yulia mit ihren Kindern in 45 Minuten das Notwendigste in ihr Auto und fuhr Richtung Polen. Die Strecke, für die man normalerweise zwölf Stunden braucht, legte sie in vier Tagen zurück. Sie schlief nur zweimal für drei Stunden und musste wegen der zerstörten Straßen eine Route über kleine Dörfer wählen, von denen sie aus Telegram-Gruppen und über Bekannte wusste, dass sie passierbar waren. Zwar endete ihre Flucht vorerst in Tirol, doch das bedeutet für Yulia nicht, mit der Ukraine abzuschließen. Im Gegenteil: Stolz zeigt sie uns, dass sie eine NGO gegründet hat, mit der sie Hilfe für ihre Heimatstadt Tschernihiw organisieren und koordinieren möchte. „70 Prozent der Stadt sind zerstört und es gibt Menschen, die nicht fliehen können. Wir müssen sie unterstützen und ihre Grundversorgung sichern.“ Kurz vor Redaktionsschluss meldet sich Yulia mit Neuigkeiten: Sie wird bis Juni in Seefeld in einem Hotelzimmer bleiben können, erhält eine Arbeitserlaubnis und die Kinder werden in den Kindergarten und die Schule gehen. Als Nächstes werde sie einen Artikel schreiben: über Österreich und Österreichs Hilfe für die Ukrainer.

Die Geschichten von Yulia und Leonora zeigen, wie divers Fluchterfahrungen sind. Wie Flucht vonstattengeht, wie lange sie dauert, was sie hinterlässt und wie unterschiedlich mit dem Erlebten umgegangen wird. Wir werden deswegen weiter mit Leonora, Yulia und anderen Geflüchteten in Kontakt bleiben und ihren Weg begleiten. Denn Flucht hört nicht beim Ankommen auf.



Improvisierter Essbereich im Haus Marillac.



HERZ FRAGT, HIRN ANTWORTET – Die Philosophin Lisz Hirn stellt sich monatlich Fragen, die zum Nachdenken auffordern.

TO PREP IS TO BE?

Wir sind schlecht vorbereitet: auf Naturkatastrophen ebenso wie auf Pandemien und autokratische Kriegstreiber. Die Zeitenwende wirkt sich mittlerweile auch auf die privaten Haushalte aus. Wie gut sind Sie eigentlich vorbereitet, wenn es hart auf hart käme?

Die Realität hat die böse Eigenschaft, dass ihre Fakten unnachgiebig sind. Egal, wie man es dreht und wendet: der Anpassungsfähigste gewinnt am Ende. Also die Person, die fit für die Herausforderungen ist, die sich ihr stellen, und einen langen Atem hat. Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Wie lange könnten Sie es ohne Strom und Wasser schaffen? Mehr als eine Stunde? Schon mal überlegt, wie schmackhaft es aus der Toilette riecht, wenn nicht mehr nachgespült werden kann? Wie klebrig Finger sein können, nachdem man Nahrung aus einer Konservendose pulen musste? Wie unangenehm es ist, sich nicht sofort – mit einem Handumdrehen – die Hände waschen zu können, um beispielsweise Verletzungen versorgen zu können? Ob Sie und ich besser vorbereitet wären als die Menschen in der Ukraine?

Die Anzahl der „Prepper“ (engl. „to be prepared“) in Österreich wächst derzeit wahrscheinlich dramatisch. Was früher als schräge Survival-Spinnerei betrachtet wurde, ist nun salonfähig. Seit Ende Februar wird nicht nur der Bezug von russischem

Gas radikal hinterfragt, sondern auch die eigene Vorratskammer regelmäßig überprüft. Die paranoide Obsession, sich im Notfall selbst versorgen zu können, wurde zu einem rationalen Vorsichtverhalten in Zeiten wahrscheinlicher Blackouts und atomarer Zwischenfälle. Experten warnen schon länger vor der vorge-täuschten Sicherheit des „westlichen

Lebensstils“. Im Schnitt könnten sich die österreichischen Haushalte ohne öffentliche Hilfe nur etwa drei Tage lang ernähren, wenige Haushalte eine ganze Woche. Lediglich eine winzige Minderheit wäre fähig, sich etwa zwei Wochen über Wasser zu halten. Hier könnten wir alle aufrüsten: Mineralwasserflaschen einlagern, Konserven, Gaskartuschen

und Kerzen ebenso wie ein gut ausgestattetes Erste-Hilfe-Set bereitzustellen. Aber irgendwie will man das alles einfach noch nicht wahrhaben, plötzlich, unerwartet in so einer Welt leben zu müssen! In einer, wo gut leben heißt, auf das Schlimmste gut vorbereitet zu sein. Das Leugnen mag als psychische Abwehrreaktion auf diese hässliche, neue Welt verständlich sein. Um sie zum Besseren zu verändern, müssten wir sie allerdings vorher akzeptieren, wie sie ist. Der große Technikphilosoph Günther Anders mahnte in seinen Schriften eindringlich und beharrlich vor der atomaren Gefahr. Mit der Atombombe wurde die Möglichkeit der menschengemachten Apokalypse zum Teil unserer verstörenden Geschichte bis zum Ende des Kalten Krieges. Erst die Klimakrise brachte einen drohenden Weltuntergang wieder aufs Tapet. „Apokalyptiker sind wir ausschließlich, um Unrecht zu bekommen. Ausschließlich, um an jedem Tag neu die Chance zu genießen, als die Blamierten dazustehen“ (Anders).

UNSERE KOLUMNISTIN LISZ HIRN
Die Philosophin, Sängerin und Autorin Lisz Hirn lehrt philosophische Praxis an der Uni Wien.



APROPOS – In jeder Ausgabe fädelt Alexandra-Marlene Puchner die Perlen der Assoziationskette für uns auf.

Und was ist mit Tee?

Eine Welt ohne Tee? Absolut unvorstellbar! Wie der Hutmacher in „Alice in Wonderland“ zu sagen pflegte: „Es ist immer Teestunde! Und wir haben keine Zeit, die Tassen dazwischen aufzuwaschen.“

Tatsächlich schwören manche Teeliebhaber darauf, Teekannen keinesfalls mit Seife zu reinigen. Das zerstöre die sich durchs Aufbrühen ablagernde Teeschicht. Erst die „Tee-Patina“ führe zum exzellenten Geschmack. Ob das wahrhaftig so ist, lässt sich nicht belegen, und womöglich nur mittels Tasseografie vorhersagen. Diese Wahrsage-

methode stammt, wie der Tee selbst, aus dem alten China. Mithilfe der sich aus Teeblättern bildenden Teesatzmuster lassen sich angeblich das Jetzt und die Zukunft deuten. Wer sich das lose schwimmende Blattwerk in der Tasse sparen möchte, greift alternativ zum Teebeutel. Der wurde 1904 per Zufall vom Teehändler Thomas Sullivan erfunden. Er verschickte Proben in Seidenbeuteln. Die Kunden trankten diese unbedarft samt Beutel ins heiße Wasser. Et voilà – der Teebeutel war da. Heut stopft man alles Mögliche in Beutel und nennt es Tee. Doch richtiger Tee, also Weißer, Grüner, Gelber, Schwarzer Tee

und Oolong oder Pu Erh unterscheiden sich nicht nach Blättern, sondern nur nach der Herstellungsmethode. Alle Tee-Sorten werden aus den Camellia-Teepflanzen hergestellt. Ihre Inhaltsstoffe enthalten übrigens Polyphenole und Fluoride, die das Risiko für Karies senken. Wenn man also in einem britischen Panzer mal keine Zahnbürste zur Hand hat, kann man sich zumindest immer Tee zubereiten. All diese Panzer verfügen über ein Gerät zum Teekochen. Tee ist nach Wasser das am häufigsten konsumierte Getränk der Welt. Rund 25.000 Tassen werden jede Sekunde getrunken. Kein Wunder also, dass wir auf Geheiß der Vereinten Nationen am 21. Mai den internationalen Tag des Tees zelebrieren. Ein gar köstlich Getränk! Gönnen Sie sich!

UNSERE KOLUMNISTIN ALEXANDRA-MARLENE PUCHNER

Die Kunsthistorikerin und Literaturwissenschaftlerin lebt in Salzburg und hat ein Herz für die kleinen und kuriosen Dinge des Lebens.